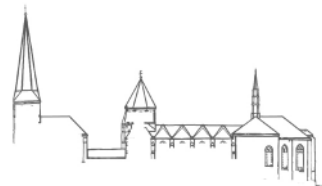


# **Glaubenszeugnisse in der Fastenzeit**

22. Februar bis 22. März 2013  
im Essener Dom



**Bistum Essen**

**Inhalt**

22. Februar 2013 Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Matthäus 25, 14-30) Wilhelm Bonse-Geuking	S. 3
1. März 2013 Gott ist nicht tot – Wir dürfen ihn nur nicht totschweigen (2. Timotheusbrief 3, 14 - 4, 4) Rüdiger Oppers	S. 10
8. März 2013 Der Hauptmann von Kafarnaum (Matthäus 8, 5-13) Stephania Fischer-Weinsziehr	S. 20
15. März 2013 Eine andere Lebensmöglichkeit (Markus 10, 17-31) Annette Schavan	S. 23
22. März 2013 Beten (Matthäus 6, 7-15) Karin Kortmann	S. 29

**Impressum**

Herausgeber: Bistum Essen - Stabsabteilung Kommunikation  
Zwölfling 16, 45127 Essen, Tel.: 0201/2204-266  
Email: presse@bistum-essen.de  
April 2013

**Wilhelm Bonse-Geuking**  
**Vorsitzender des Aufsichtsrates BP Europa SE**

### **Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Matthäus 25, 14-30)**

Glaubenszeugnis am 22. Februar 2013 im Dom zu Essen

**D**as Gleichnis von den anvertrauten Talenten hat mich im Laufe meines Berufslebens immer wieder angesprochen und spricht mich weiter an. Es erlaubt eine Reihe von Interpretationen. Ich will mich auf die Frage konzentrieren, wie man als Unternehmer, als Manager seine Talente richtig einsetzt.

Das Gleichnis hat eine bis heute frische Bedeutung. Seine Botschaft lautet: „Mach was aus dem, was Gott Dir in die Wiege gelegt hat!“ Betriebswirtschaftlich gesprochen: „Schaffe einen Mehrwert!“ Und: „Streng Dich an, dann gelingt Dir noch mehr“, denn – so das Gleichnis – „wer hat, dem wird gegeben“. Ich bin überzeugt: Wer sein Leben aus dem Glauben heraus lebt und nach sorgfältiger Vorbereitung, nach Prüfung der Risiken und Chancen eines Projekts, nach Prüfung der eigenen Fähigkeiten und Schwächen, wer also nach einer solchen Prüfung beherzt und engagiert Neues wagt, der wird Erfolg haben. Natürlich gibt es Rückschläge, das Leben ist nicht ohne Risiko, schon gar nicht, wenn man neue Wege geht. Aber es gilt auch: „Wer wagt, gewinnt!“ Und unser Glaube fordert uns auf, mit der „Tugend der Hoffnung nach vorne zu blicken“, so Papst Benedikt XVI. in seiner diesjährigen Fastenbotschaft.

### **Solidarität und Gerechtigkeit**

Nach vorne zu blicken, Neues zu wagen, das ist eine erstrangige Aufgabe für Unternehmer und Manager. Die aber haben nach der jüngeren Forsa-Umfrage von allen Berufen fast das schlechteste Ansehen, befinden sich in einem Allzeittief ihres Ansehens. Und dies, obwohl Deutschlands Industrie eine hervorragende Stellung auf dem hart umkämpften Weltmarkt hat, was uns allen in den

jüngsten Krisen sehr geholfen hat. Was ist da schief gelaufen? Manager stehen in dem Verdacht, primär an sich zu denken, nur ihre Interessen zu verfolgen. Kritisiert werden exzessive Vergütungen in zweistelliger Millionenhöhe, hohe Abfindungen trotz Versagens, Stilllegungen ohne überzeugende Begründungen. Aus meiner Sicht trifft dies nur für Einzelfälle zu, aber sie prägen das Gesamtbild. Dies wird von einer Gesellschaft gebrandmarkt, die ihrerseits mehr und mehr von Egoismus geprägt wird. Wie ist es sonst zu erklären, dass der Werbespruch „Geiz ist geil!“ sehr erfolgreich war? Wie kommt es, dass man schon von Deutschland als der „Rüpelrepublik“ spricht? Bemerken wir nicht einen starken Werteverfall in unserer Gesellschaft?

Damit sollen und dürfen die zu Recht kritisierten Vorgänge auf der Top Management-Ebene nicht entschuldigt werden, - im Gegenteil! Hier stellt sich die Frage nach der Mitverantwortung. Wenn wir Fehlentwicklungen in unserer Gesellschaft beklagen, dann braucht es gute Vorbilder, die diesen Trends widerstehen, die gegensteuern. Hierzu ein Zitat aus der Sozialenzyklika „Caritas in Veritate“ von Papst Benedikt vor vier Jahren: „Solidarität und Gerechtigkeit müssen auch innerhalb der Wirtschaft und nicht nur außerhalb dieser gelebt werden“.

Zu Solidarität und Gerechtigkeit sind also gerade jene aufgefordert, die dank ihrer Talente wichtige Führungspositionen in der Wirtschaft innehaben: die Unternehmer und Manager. Sie müssen sich ihrer Vorbildfunktion bewusst sein und ihr gerecht werden. Wenn sie selbst gegen klare Wertvorstellungen verstoßen, dienen sie vielen innen wie außen als Alibi, die „Fünf gerade zu lassen“. Papst Johannes Paul II. hat in seiner Enzyklika „Centesimus Annus“ eine nachdrückliche Warnung ausgesprochen. Die Enzyklika erschien 1991 zum 100. Jahrestag der Verkündung der katholischen Soziallehre, also zwei Jahre nach dem Mauerfall. Der Papst warnte schon damals nachdrücklich vor einer Vergötzung des Marktes, vor einem blinden Glauben an die freie Entfaltung der Marktkräfte. Weitsichtige Worte, die – wie wir wissen – in den Wind geschlagen wurden, sonst wäre uns im letzten Jahrzehnt manch schlimme Entwicklung erspart geblieben. Aber das ist kein Grund zur Resignation, denn es ist nie zu spät, das Richtige zu tun. Was aber heißt richtig?

## Der Glaube als Richtschnur

Es gilt der Satz im Katechismus: „Der Glaube soll dem Leben eine christliche Gestalt geben“.

Und was heißt das konkret, insbesondere für den Unternehmer, für den Manager? Auch hier ein Zitat von Papst Benedikt aus seiner Enzyklika „Caritas in Veritate“. Er sagt, die Marktwirtschaft müsse „in das Netz eines größeren sozialen und politischen Umfelds eingebunden“ werden und „auf das Gemeinwohl ausgerichtet“ sein. Das ist der Kern der sozialen Marktwirtschaft. Freiheit und soziale Gerechtigkeit sind ihre ethischen Grundlagen. Das Leitmotiv der sozialen Marktwirtschaft ist der von Papst Johannes Paul II. geprägte Grundsatz: „Die Arbeit ist für den Menschen da, nicht umgekehrt!“

Wir haben als Eigentümer-Unternehmer, Vorstände und Geschäftsführer stets gleichermaßen drei Verpflichtungen gerecht zu werden; dies sind unsere Verpflichtungen gegenüber

- den uns anvertrauten Mitarbeitern
- dem uns anvertrauten Kapital,
- der Gesellschaft, in der wir leben, dem Gemeinwohl.

Diese Verpflichtungen waren in der Bundesrepublik viele Jahrzehnte als Kernelemente der sozialen Marktwirtschaft anerkannt und wurden beherzigt. Sie waren von wesentlicher Bedeutung für den Wiederaufstieg aus den Ruinen des Zweiten Weltkriegs.

Mit dem Fall der Mauer, mit dem Ende des Kalten Krieges hat diese dreifache Verpflichtung ständig an Bedeutung verloren. Immer mehr bildeten sich die Maximierung des Gewinns und die Steigerung des Aktienkurses als die maßgebliche Zielsetzung heraus, also die Steigerung des Shareholder Value. Entsprechend wurde die Vergütung der Topleute umstrukturiert. Von Verpflichtungen gegenüber Mitarbeitern und Gemeinwohl war hingegen kaum mehr die Rede.

## **Eigentum verpflichtet**

Wenn wir aber aus unserem Glauben heraus sagen, dass wir „dem Leben eine christliche Gestalt geben“ wollen, dann kann und darf der Shareholder Value diese Exklusivität nicht erhalten. Der bewährte Grundsatz „Eigentum verpflichtet“ muss Vorrang haben. Das muss wieder deutlich werden. Diese Forderung geht an die Führungskräfte in der Wirtschaft.

Hierzu hat der päpstliche Rat für Frieden und Gerechtigkeit vor kurzem ein Dokument veröffentlicht, das die Rolle und die Bedeutung des Unternehmers für eine gute gesellschaftliche Entwicklung beschreibt. Unter dem Titel „Zum Unternehmer berufen“ wird dazu ermutigt, ganz im Sinne des Gleichnisses von den Talenten unternehmerisch tätig zu werden.

Ethisches Verhalten und Dienst für das Gemeinwohl hat der Verfassungsrichter Böckenförde schon 1976 gefordert, denn: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann .... Als freiheitlicher Staat kann er ... nur bestehen, wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des Einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft, reguliert.“ Die entscheidenden Stichworte sind „moralische Substanz des Einzelnen“ und „Homogenität der Gesellschaft“. Wenn Unternehmer und Manager diesen Satz beherzigen, dann setzen sie ihre Talente richtig ein.

## **Ethisches Verhalten**

Ethisches Verhalten beginnt gegenüber den Mitarbeitern. Selbstverständlich hat jeder Mitarbeiter Anspruch auf eine leistungsgerechte Vergütung. Aber er hat darüber hinaus auch Anspruch auf offene Information und Kommunikation, und beides rechtzeitig.

Das schlechte Ansehen der deutschen Unternehmerschaft wird gerade auch mit fehlender Offenheit und fehlender Ehrlichkeit begründet. Unzureichende, zu späte, zuweilen sogar bewusst irreführende Informationen zersetzen eine Unternehmenskultur. Sie schaffen Misstrauen und zerstören die Loyalität der Mitarbeiter.

Dies gilt auch für den Dialog mit den Mitarbeitern über ihre Zukunft, ihre guten und ihre schlechten Leistungen. Hier ist reiner Wein einzuschenken: Es ist ein großer Fehler, einer solchen Diskussion mit Ausflüchten, mit einer milden Beurteilung aus dem Wege zu gehen. Dies schadet beiden Seiten.

Besonders kritisch sind Offenheit und Ehrlichkeit, wenn es um Umorganisation, Verlagerung oder Verlust von Arbeitsplätzen geht. Mitarbeiter haben ein feines Gespür für drohende Veränderungen: Es erfordert der Anstand, ihnen offen und ehrlich zu begegnen, damit sie sich rechtzeitig auf die neue Lage einstellen können.

Der globale Wettbewerb stellt heute zweifellos an jedes Unternehmen härtere Anforderungen als früher: Gleichwohl gilt: jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter verdient als eigenständige Persönlichkeit Respekt und faire Behandlung.

## **Gemeinwohl**

Wie steht es um die Verpflichtung der Unternehmer auf das Gemeinwohl? Es ist selbstverständlich, dass wir Unternehmer uns an Gesetz und Ordnung halten und unsere Steuern zahlen. Dies gilt auch für den sicheren und umweltgerechten Betrieb der Anlagen. Wir müssen uns aber darüber hinaus fragen und auch fragen lassen, jeder für sich, was er für das Gemeinwohl tun kann.

Ein Engagement der Führungskräfte ist gerade im sozialen Bereich notwendig, aber derzeit wohl eher selten. Doch sind gerade sie aufgefordert, sich dafür zu engagieren, dass alle jungen Menschen eine Ausbildung erhalten, auch und gerade wenn sie in prekären Verhältnissen leben, damit ihnen ein eigenständiges Leben möglich wird.

Ein verheerendes Signal geht an die Allgemeinheit von der Korruption aus. Es gibt sie nicht nur im Ausland. Gerade mit Blick auf sehr irritierende Meldungen aus der deutschen

Wirtschaft in den letzten Jahren müssen wir festhalten: ein Grundpfeiler ethischer Unternehmensführung ist der eindeutige Verzicht auf jegliches irreguläres, korrumpierendes Verhalten.

### **Vergütung und Gewinn**

Und schließlich die Frage: Wie halten wir es mit der Vergütung und mit dem Gewinn? Bei der Vergütung für die Top-Ebene ist in den letzten 15 Jahren Vieles aus dem Ruder gelaufen. Es ist an der Zeit, Grenzen zu ziehen. Aus meiner Sicht sollte die Vergütung der Top-Ebene auf eine bestimmte Relation zu den Einkommen der Mitarbeiterschaft begrenzt werden. Damit würde zudem deutlich, dass auch der tüchtigste Vorsitzende ohne seine Mitarbeiter nichts zustande bringt.

Wie halten wir es mit dem Gewinn? Ist eine Verdopplung des eingesetzten Kapitals richtig - wie im Gleichnis von den Talenten, - und in welchem Zeitraum? Ich glaube, allgemein gültige Richtlinien sind hier nicht möglich. Der Gewinn ist im Regelfall das Ergebnis mutiger Entscheidungen. Investitionen sind immer ein ungedeckter Scheck auf die Zukunft. Planung und Realität klaffen oft auseinander. Das Wagnis einer Entscheidung, einer Investition muss sich angemessen auszahlen dürfen.

Ein Unternehmer, der sich seiner dreifachen Verantwortung bewusst ist, wird die richtige Antwort finden, welcher Gewinn angemessen ist. Und er wird auch den Grundsatz beherzigen, dass seine Mitarbeiter einen vernünftigen Anteil an dem Ergebnis erhalten. Hilfreich könnte für ihn der schöne Satz von Lao-Tse sein: „Reich ist, wer weiß, dass er genug hat.“

### **Unternehmer und Gesellschaft**

Lassen Sie mich noch kurz an einem Beispiel zeigen, dass es der Gesellschaft gut tut, wenn sie die richtigen Unternehmer hat. Ich lebe seit vielen Jahren im westlichen Münsterland, 70 km nördlich von hier. Die Wirtschaft in dieser Gegend war bis weit in die 70er Jahre zu einseitig von der Textilindustrie und der Landwirtschaft geprägt.

Daher brach hier in den 80er Jahren eine tiefgreifende Strukturkrise aus, mit hoher Arbeitslosigkeit, zeitweise über 20 Prozent. Heute – 30 Jahre später - ist das Westmünsterland einer der leistungsfähigsten Landkreise in der Bundesrepublik, demographisch, wirtschaftlich und strukturell. Dies verdankt er keinen großen staatlichen Hilfen, sondern vor allem einer Vielzahl von neuen Unternehmen unterschiedlichster Art, kleinen und mittelgroßen Unternehmen, deren Gründer etwas gewagt haben - gestützt auf ihre Talente.

### **Dem Leben eine christliche Gestalt geben**

Das Gleichnis von den Talenten ist ermutigend, denn es fordert uns auf, die Zukunft zu wagen, etwas zu unternehmen, mehr zu schaffen – und unsere Talente so einzusetzen, dass es allen besser geht.

Ich betone: allen. Denn damit ist es eine Botschaft an Unternehmer und Manager. Denn wir bleiben trotz großer Bankkonten und Besitztümer arm, wenn der wirtschaftliche Erfolg der einzige Maßstab für den Einsatz unserer Talente wäre.

Es gilt vielmehr: Erst wenn wir zusammen mit dem wirtschaftlichen Erfolg Positives für die uns anvertrauten Menschen bewegen und schaffen, wenn wir uns engagiert für das Gemeinwohl einsetzen, dann erst erfüllen wir aus unserem Glauben den Auftrag, „dem Leben eine christliche Gestalt zu geben“.

**Rüdiger Oppers, Chefredakteur der Neuen Ruhr Zeitung**

**Gott ist nicht tot –  
Wir dürfen ihn nur nicht totsichweigen  
(2. Timotheusbrief 3, 14 - 4, 4)**

Glaubenszeugnis am 1. März 2013 im Dom zu Essen

Es ist eine Ehre, hier in unserem wundervollen Dom über unseren Glauben sprechen zu dürfen. In diesem Jahr befassen sich die Glaubenszeugnisse in der Fastenzeit mit der so wichtigen Frage: Wie können wir Katholiken im Alltag unseren Glauben bekennen? Als ich gefragt wurde, ob ich, als Medienmensch, dazu einen Beitrag leisten könnte, war ich nicht nur begeistert, sondern hatte auch den Titel auf der Zunge. Für einen Medienmann, also einen Vertreter einer Zunft, die sich in der gottlosen Welt bestens auskennt, ist es gleichsam ein Motto: Gott ist nicht tot, wir dürfen ihn nur nicht totsichweigen!

Doch so einfach ist es nicht. Nicht das Thema, nicht das Motto, vor allem nicht diese Predigt. Denn es ist etwas geschehen, womit weder Bistum noch Zeitung gerechnet haben und das alles umkrempelt: Unser Papst Benedikt XVI. hat sich in vollständiger Freiheit und tiefer menschlicher Demut entschlossen, vom Papstamt zurückzutreten. Was als Ankündigung die Welt überrascht und uns Katholiken erschüttert hat, ist seit heute Wirklichkeit. Für die Kirchengeschichte bedeutet das so etwas wie eine neue Zeitrechnung: heute ist Tag Eins nach dem Rücktritt eines Papstes.

Besonders für uns deutsche Katholiken ein historisches Datum. Gewiss auch ein Tag der Ratlosigkeit. Der Tag Eins nach Benedikt, dem wir so viel Gutes zu verdanken haben. Dieses Gute, das uns der Mitarbeiter der Wahrheit, der einfache Arbeiter im Weinberg des Herrn überliefert hat, lässt mich nicht los, natürlich auch nicht in dieser Fastenpredigt. Aber ich habe mich sehr ernst gefragt, passt das Thema noch? Es wurde ja vor dem historischen Rücktritt festgelegt. Ja, erst recht. Denn Benedikt hat ja eine wichtige Mission ins Zentrum seines Pontifikats gestellt: Neuevangelisati-

on. Dieser große Lehrer hat immerzu Gott erklärt, die Wunder des Glaubens in das Bewusstsein einer entkirchlichten Welt und einer verweltlichten Kirche zurückgerufen. Das ist es, was er so gut beherrschte, wie kaum ein Papst zuvor: die Rede von Gott – in gottloser Zeit. Dazu ist mir eine etwas entlegene Bibelstelle aus dem wenig beachteten Timotheus Brief eingefallen. Ob sie noch passt, am Tag Eins, nach dem Papstrücktritt?

Übersetzt bedeutet Timotheus so viel wie „der Gott ehrt“. Er war ein enger Mitarbeiter des Paulus. Er missionierte in Ephesos, Korinth und bei den Thessalonichern. Und er hatte es, wie viele Priester in heutiger Zeit, wahnsinnig schwer mit der Welt und den Menschen. Auch mit der eigenen Gemeinde. Die Ungläubigen leben in übelster Sünde, von Knabenschändern berichtet Paulus mit Abscheu, aber auch die eigenen Christen verirren sich in gnostischen Lehren, oder kehren der jungen Kirche den Rücken. Diese Situation hat mich fasziniert, sie ähnelt fast aufs Haar unseren modernen Zeiten. In all dem Ungemach steht also Timotheus - und ich denke mir: Paulus schreibt ihm, damit er nicht aufgibt, um ihn im Glauben zu stärken.

**Timotheusbrief**

*„Du aber bleibe bei dem, was du gelernt und wovon du dich überzeugt hast. Du weißt, von wem du es gelernt hast, denn du kennst von Kindheit an die heiligen Schriften, die dir Weisheit verleihen können, damit du durch den Glauben an Christus Jesus gerettet wirst. Jede von Gott eingegebene Schrift ist auch nützlich zur Belehrung, zur Widerlegung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, so wird der Mensch Gottes zu jedem guten Werk bereit und gerüstet sein.“*

*Ich beschwöre dich bei Gott und bei Christus Jesus, dem kommenden Richter der Lebenden und der Toten, bei seinem Erscheinen und bei seinem Reich: Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadele, ermahne in unermüdlicher und geduldiger Belehrung. Denn es wird eine Zeit kommen, in der man die gesunde Lehre nicht erträgt, sondern sich nach eigenen Wünschen immer neue Lehrer sucht, die den Ohren*

*schmeicheln. Und man wird der Wahrheit nicht mehr Gehör schenken, sondern sich Fabeleien zuwenden.“*

Dass diese Bibelstelle, weit vor den Ereignissen in Rom ausgesucht, noch passend ist – und nicht nur von einem Journalisten „passend gemacht“ wird, ergibt sich schnell. Paulus weist in seinen eindringlichen Worten auf sein eigenes Vorbild hin, um Timotheus Kraft zu geben. Es ist wie ein Testament des Apostels. Da höre ich in dem flammenden Paulus-Wort auch die Stimme Benedikts, der uns immer wieder ermahnt hat: **Bleiben wir bei dem, was wir haben.** Und nehmen wir es ernst. Dazu gehören Bekenntnis, aber auch Wissen, also Katechese, um das, was wir da glauben, auch zu verstehen.

Die Ausgangslage ist für uns grundsätzlich wenig anders, als es Timotheus erlebt hat: Ich will uns ersparen, durch den Schmutz von Skandalen zu waten. Grundsätzlich kann man sagen: In der gesamten westlichen Gesellschaft ist eine Tendenz zur Abwendung von Glauben, Ethik und Selbsterkenntnis zu erkennen. Je mehr man sich den Sorgen und den Sensationen des Alltags, dem „**Ohrenschmeichel**“, wie Paulus es so wunderbar benennt, zuwendet, so sehr rücken wir von alten Maßstäben ab.

Die Folge daraus ist ein Verlust an seelischer oder moralischer Kraft der gesamten Gesellschaft. Gleichgültigkeit macht sich breit. In dieser Situation fühle ich mich von Paulus angesprochen, der sagt: **Bleibe dem treu, was Dir heilig ist!**

**Vor allem, spreche das auch aus. Bekenne Dich.**

Das hat Benedikt, wie Paulus, ganz vorbildlich getan. Er war ja kein bequemer Papst. Ein demütiger, aber herausfordernder Mensch, weil er sich immer konsequent zur Wahrheit des christlichen Glaubens bekannt hat, auch wenn dann das Fallbeil der öffentlichen Meinung auf ihn hinab gesaut ist. Das ist **Ehrlichkeit und ein nachahmenswertes Glaubenszeugnis.**

Benedikt XVI. hat beim vorletzten Angelus-Gebet – unglaublich, das ist gerade eineinhalb Wochen her, - gesagt: „Der Versucher ist hinterlistig. Er drängt nicht direkt zum Bösen, sondern zu einem falschen Guten, indem er glauben lässt, dass die wahren Realitä-

ten die Macht sowie die Befriedigung der Grundbedürfnisse sind. Auf diese Weise wird Gott zweitrangig, er wird auf ein Hilfsmittel reduziert, schließlich wird er unreal, zählt nicht mehr, entschwindet. Letztlich steht bei den Versuchungen der Glaube auf dem Spiel, weil Gott auf dem Spiel steht. In den entscheidenden Momenten des Lebens – doch, wenn man genau hinschaut, in jedem Moment des Lebens – stehen wir vor einer Weggabelung: wollen wir dem Ich folgen oder Gott? Dem Eigeninteresse oder dem wahren Glauben, dem, was wirklich gut ist?“

Wem das zu religiös ist, dem kann der Journalist helfen und ins weltliche übersetzen und sagen, wie es um die Gesellschaft offenkundig steht. Die Soziologen unterscheiden zwischen der „**Schuldgesellschaft**“ und der „**Schamgesellschaft**“. Die erstere ist die höhere Entwicklungsstufe. Man unterlässt das Böse, weil es böse ist und anderen schadet. Man fürchtet die „**Wunde des Gewissens**“, wie das der heilige Ambrosius nannte. In der „Schamgesellschaft“ ist quasi alles erlaubt, was mir und meiner Sippe nützt, ich darf mich nur nicht erwischen lassen. Und mit dieser niedrigeren Ordnung haben wir zu kämpfen. Als Journalist weiß ich, dass viele Politiker den Kant'schen Imperativ umgedeutet haben. Bei Kant lautet die tägliche Gewissensprüfung: **Was ist, wenn es alle tun?**

Bei den Mächtigen, und leider gilt das auch für Kirchen, lautet die Frage: **Was ist, wenn es rauskommt?**

Damit es rauskommt, sind die Medien da. Aber: Nicht immer ist da Vernunft am Werk. Paulus hat den **Ohrenschmeichel** und die **Fabeleien** ja vorausgesagt. Rauf und runter wird geredet, debattiert, gebloggt, getalkt. Worthülsen fliegen herum. Es gilt, das letzte Wort zu behalten. **Ständig auf Sendung – nie auf Empfang.** Man hört Lösungen, aber sie passen nicht zum Problem. Das Internet ist voller Antworten, zu denen uns die Fragen fehlen. Man wertet, wettet, nörgelt, protzt - nach dem Motto: „Wie kann ich wissen, was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?“ Soll die Heilige Katholische Kirche da etwa mitmachen? Ja, sie muss!

Das sagt Paulus ja auch: **Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadele, ermahne in unermüdlicher und geduldiger Belehrung.** Allerdings darf die Kirche nicht unter ihrem Niveau kommunizieren. Die

neuen Medien verbreiten Nachrichten in Echtzeit weltweit. Auch die Kirche ist online. You Tube, Twitter, Blogs und Portale sind gute Medien, um die frohe Botschaft zu verbreiten. Dadurch werden Kirchenzeitungen übrigens nicht überflüssig. Aber auch hier gehört die Qualität des Produkts auf den Prüfstand. Wer dem Volk nach dem Mund redet und der Hierarchie nach den Ohren schweigt, verliert jede Akzeptanz. Dieses Gesetz gilt gleichermaßen für die Öffentlichkeits- wie auch für die Gemeindegemeinschaft. Es gilt für Medien, wie für die Kirche.

Kirche und Medien sind einander **durchaus verwandt**. Beide brauchen drei Eigenschaften, um sich auf dem freien Markt behaupten zu können: Attraktivität, Qualität und Praktikabilität. Auch in den Medien gibt es große Rituale, öffentliche Beichte, Seelenkunde und Seelsorge. Johannes Paul II. war ein ebenso begnadeter Seelsorger wie Medienstar. Noch sein öffentliches Sterben war ein Requiem zu Lebzeiten und zugleich ein ungeheures Medienereignis. Es durchkreuzte alle sonstigen Programme, die den Tod wegzüchten wollen. Medien und Kirche sind aufeinander angewiesen. Sie spielen im gleichen Stück und vor dem gleichen Publikum.

Der **Mensch** (mein Abonnent, oder der Gebührenzahler) ist nicht entweder **Christ** oder **Medienkonsument**, sondern **beides zugleich**. Allerdings haben wir es verdrängt und vergessen. Es wirkt irgendwie randständig, wenn man öffentlich von Gott redet und nicht Priester ist, oder gar Journalist ist. Kirche und Medien helfen bei der **Orientierung**. Für eine adäquate Teilnahme an den öffentlichen Dingen, am Leben und an der Welt benötigen wir Daten, Verfahrenstechniken und Haltungen, die wir uns nicht allein beschaffen und aneignen können. Qualitätsmedien haben einen unstillbaren **Wirklichkeitshunger**. Die Kirche hat diesen auch, aber sie sucht nach einer größeren Wirklichkeit. Ihre Botschaft ist das Evangelium, wie uns Paulus ermahnt.

**Die Kirche ist ein Medium**. Nichts weiter. **Sie ist nicht die Botschaft**. Sie überbringt sie nur. Am Beginn des Christentums steht auch keine Lehre, sondern ein Leben. Jesus. Jesus hat nichts Schriftliches hinterlassen. Jede Generation fragt sich seitdem: Was ist damals geschehen? Wie ist es gemeint? Und: Was geht uns das an? – Die Kirche ist Reporter, Kommentator, Illustrator dieser

Botschaft. Joseph Ratzinger ist ein begnadeter **Reporter Gottes**. Er hat in seinem großen publizistischen Werk versucht, unseren aufregenden, schönen Glauben neu zu entdecken: Das Christentum war von Anfang an der vielleicht größte **Perspektivwechsel** der Religionsgeschichte. An die Stelle eines fernen, metaphysischen Gottes mit den Machtallüren eines kosmischen Hausmeisters, der pingelig und rachsüchtig das Sündenregister seiner sterblichen Geschöpfe führt und als Schlachtenlenker die Strippen der Geschichte zieht, setzte Jesus den „zum Menschen heruntergekommenen Gott“. Er stellt sich kompromisslos auf die Seite der Armen und Ohnmächtigen. Er bietet dem Menschen ein Liebesverhältnis an und will seinen aufrechten Gang. Er setzt damit nicht nur auf eine weltumgestaltende Kraft, sondern auch auf die einzige Ebene, auf der sich Gott und Mensch verständigen können, denn man kann ein personales Gegenüber vollkommen lieben, ohne es vollkommen zu verstehen.

Es gehört glücklicherweise zur Größe und Weisheit der Kirchen, dass sie immer wieder Geister hervorbringen, deren Freiheit und Weiträumigkeit die Engen und Ängstlichen erschreckt. Damit lässt sich immerhin Aufsehen in den Medien erregen und das Interesse auf das Wesentliche lenken. Ich persönlich halte den Heiligen Vater, **Papst Benedikt XVI.**, für eine solche einzigartige Persönlichkeit. Er hat die große Gabe des Wortes. Ein Journalist muss das bewundern! **Johannes Paul II.** hatte das Charisma, in den Medien Millionen Menschen zu erreichen. Ein Papst wurde erstmals zum Popstar! Papst Benedikt hat das Charisma, den Glauben in einer klaren und schönen Sprache so darzustellen, dass auch kritische Leser, sogar Journalisten ihn verstehen.

Nun ist auch sein bescheidener Rückzug, der erste Papstrücktritt der Moderne, zu einem beispiellosen Fernsehereignis geworden. Bei allem Schaum der Medien - vielleicht erleben wir gegenwärtig so etwas wie ihre längst fällige **Entsakralisierung des Papstamtes**. Ist das nicht auch eine subtile Art des Fortschritts, und es ist nur die Plötzlichkeit, die uns erschreckt? Hat sich nicht auch die Entsakralisierung der Macht in der europäischen Kultur als ungeheurer Zugewinn herausgestellt? – Wir beobachten ja mit großer Sorge, wie sich andere Kulturkreise damit noch quälen.



Es ist für mich ein merkwürdiges Phänomen, dass es für bemerkenswert gehalten wird, wenn man in Zeitungsberichten über Glauben, oder gar Gott schreibt. Nur so kann ich mir erklären, dass ich sehr viel positive Leserpost erhalte, wenn ich oft, aber wohl-dosiert, etwas Positives über den Papst geschrieben habe. Traurig aber wahr: es gilt als mutig und anerkennend, über Benedikt zu berichten, hingegen ist es Alltag, den Papst niederzumachen.

Ich jedoch wünschte mir mehr Aufmerksamkeit für Glaubensthemen in den Medien. Dazu gehört faire Berichterstattung über die Kirchen: nicht nur über negative Ereignisse, sondern auch über das, was Religion uns zu sagen hat. Denn die christliche Religion ist eine wichtige Grundlage unserer Gesellschaft. Medien, die Religionen und ihre Institutionen nur noch ignorieren oder sie schmähen, helfen kräftig mit, den religiösen Wasserspiegel sinken zu lassen. Die Religionen und Kirchen sind vielleicht die einzigen Institutionen, hinter denen nicht das Nichts steht. – Deshalb ist es gut und richtig, ihre Verfehlungen heftig anzuprangern. Sie sind zu wichtig, um geschont zu werden.

Da erinnere ich an den Timotheus Brief: *„Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadele, ermahne in unermüdlicher und geduldiger Belehrung. Denn es wird eine Zeit kommen, in der man die gesunde Lehre nicht erträgt, sondern sich nach eigenen Wünschen immer neue Lehrer sucht, die den Ohren schmeicheln. Und man wird der Wahrheit nicht mehr Gehör schenken, sondern sich Fabeleien zuwenden.“*

Tagtäglich erhalten praktizierende Katholiken in der Öffentlichkeit die Lektion, dass der Respekt vor den Überzeugungen des anderen ein gestriger Schmarren ist, dass Toleranz und Menschenwürde das **Spaßbedürfnis** im weltweiten Netz unzulässig einschränken, dass Ehrlichkeit, Geduld, Zweifel, Nachdenklichkeit zu Schleuderpreisen versteigert werden. Eine Kirche, die den Wert medialer Freiheit erkennt und anerkennt, hat jedes Recht, sich gegen den Verlust von Scham, Respekt, Würde und Privatheit zu wehren.

Auch die Medien sollten in **freiwilliger Selbstkontrolle** auf der Bremse stehen und ihre eigenen Schmuttelkinder an die Leine nehmen. Der demokratische Staat zerfällt nicht nur an den Machtin-

teressen seiner Gegner, sondern auch durch die schleichende Aufgabe seines Menschenbildes.

Im „Engel des Herrn“ sagen wir ja: „Das Wort ist Fleisch geworden“, was die Medien angeht, muss das Fleisch aber auch immer wieder Wort werden.

Manchmal scheint es mir keine schlechte Idee, mit der Neuevangelisation in den eigenen Gemeinden zu beginnen. Dazu gehört Katechese und ein striktes Eintreten für religiöse Bildung an Schulen in den Familien.

*„Du weißt, von wem du es gelernt hast, denn du kennst von Kindheit an die heiligen Schriften, die dir Weisheit verleihen können...“*, so schreibt Paulus an Timotheus. Aber heute wissen wir viel zu wenig von den Reichtümern unseres Glaubens. Schätze, die auch Joseph Ratzinger für uns neu entdeckt hat, weil er weiß, woran es mangelt. Wissen um den christlichen Glauben: Seine Jesus-Trilogie hat sich über drei Millionen Mal verkauft – ein Sensationsbestseller, der oft verschwiegen wird. Aber in der medialen Öffentlichkeit, auch im Fernsehen, kommt Kirche kaum vor.

Als Chefredakteur einer regionalen Tageszeitung, die traditionell eher als liberal eingeordnet wird, als dass sie im Verdacht stünde eine „Kirchenzeitung“ zu sein, kann ich mit religiösen Themen beim Leser Punkte machen. Wenn man daran erinnert, dass Halloween ein Unfug ist und wir eigentlich unserer uns vorausgegangenen Verstorbenen gedenken, oder dass Hoffnung nicht an der Börse, sondern in der Kirche gehandelt wird, dann erntet man positive, sogar dankbare Reaktionen. Oft mit dem Tenor: „Gut, dass es endlich mal jemand schreibt.“

Sicherlich ist die Kommunikation gerade der höchsten Kirchenvertreter gelegentlich recht bescheiden, bis beklagenswert. Aber der reine Glaube ist keine Sache der Pressearbeit. Nach gängiger Meinung kommen „Kirchenthemen“ beim Publikum nicht an. Wer will denn überhaupt noch über die katholische Kirche lesen? Ich behaupte: sehr viele Menschen. Der Markt ist da. Es fehlen die Händler. Oder es sind Händler wie der katholische Weltbild-Laden, wo der Wollust Schmöker vorne im Regal steht und die Bücher

von Anselm Grün ganz hinten in der Schmutzdecke. Verkehrte Welt! Angesichts von 22 Millionen potentiellen Lesern ist katholische Publizistik ein Geheimnis der Kirche. Ein Rätsel, dass es angesichts von Milliarden Kirchensteuern nicht möglich ist, ein lesbar bedrucktes Blatt Papier zu produzieren. Eine Unterlassungssünde, denn Medien sind ein sehr zeitgemäßer Weg, das Wort Gottes zu verkünden. Kirchenzeitungen gehören dazu – sie sind sogar das wichtigste, das eigene Medium, selbstverständlich TV und Radio, aber auch die neuen Medien wie Internet, Facebook und Twitter. Das ist im besten Sinne Werbung für den Glauben. Ausgerechnet daran wird gespart. Weil die Themen des Glaubens zunehmend aus der veröffentlichten Meinung verschwinden, ist die Kirche dringend aufgerufen, diesem Trend entschieden zu begegnen.

Fritz Pleitgen wurde einmal gefragt: **Ist die christliche Religion noch salonfähig?** – „Wieso noch?“, fragte er zurück. **Sie war es nie.** Wo immer sie ihrer eigenen Botschaft nahe war, stand sie bei den Armen, den Ausgegrenzten, den **Verfolgten** und den **Schmuddelkindern** der Gesellschaft. Und die bevölkern nun mal nicht die Salons. **Eine gute Frage wäre also: Sind die modernen Salons, also die Medien, noch kirchenfähig?** Gott ist nicht tot, wie Nietzsche provoziert, er wird **tot geschwiegen**. Nur, er lässt sich nicht den Mund verbieten: **Gott ist gesprächig**. Er ist ein **Sender**. Haben wir noch **Empfänger**?

Die Botschaft könnte aktueller nicht sein:

- Der christliche Schöpfungsglaube stellt alle nötigen Fragen an die Zerstörer der Umwelt.
- Das Christentum verbietet ungerechte Gewalt in jeder Form.
- Wenn sie sich selbst ernst nimmt, steht die Kirche bedingungslos auf Seiten der Menschenrechte.
- In einer verwirrend komplexen Welt kann sie Orientierung bieten, ohne schrecklich zu vereinfachen.
- Am Anfang und Ende des Lebens kann sie die Würde des Menschen gegen eine unmenschliche Medizin behaupten.
- Die katholische Soziallehre (Solidarität, Personalität, Subsidiarität, Allgemeinwohlverpflichtung) hat gute Argumente gegen den Haifisch-Kapitalismus der Globalisierung. Die Wirtschaft ist für den Menschen da und nicht der Mensch für die Wirtschaft!

Das ist angesichts der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise elementar wichtig, dass der Beitrag des Ruhrgebiets und unseres Verständnisses von Kapitalismus geradezu eine Lösung der aktuellen Fragen darstellt.

Hören wir nicht auf die, die uns mit „Ohrenschmeichel“ neue Sensationen der spirituellen Erfahrung verschaffen wollen. Wir haben alles hier drin. In der **Bibel** – und in unserem Herz – und wie Benedikt XVI. uns erinnert hat: auch in unserem **Verstand**.

Besinnen wir uns auf die Werte des Glaubens. Bleiben wir treu. Davon hängt auch ab, ob und wie die Kirche weiterlebt. Aber ganz zum Schluss bleibt das feste Vertrauen auf den Kern, den Ursprung unseres Glaubens. Benedikt XVI. hat es bei seinem letzten Besuch in Freising gesagt: **„Am Ende musst Du es machen, denn die Kirche ist ja Deine Kirche.“**

Er meinte nicht Dich, oder mich, sondern Gott.

**Stephania Fischer-Weinsiehr**  
**Polizeipräsidentin von Essen und Mülheim an der Ruhr**

### **Der Hauptmann von Kafarnaum (Matthäus 8, 5-13)**

Glaubenszeugnis am 8. März 2013 im Dom zu Essen

Die Bibelstelle von Matthäus, Kapitel 8 Vers 5–13, die Sie eben gehört haben, erzählt die Geschichte eines römischen Hauptmanns und seiner Begegnung mit Jesus. Bei der Vorbereitung zum heutigen Tag war mir schon klar, dass diese Geschichte, jedenfalls was die Person des Hauptmanns angeht, gewisse Parallelen zu meinem Amt als Polizeipräsidentin hat. Deshalb möchte ich mich heute Abend in den Gedanken mit dieser Hauptperson beschäftigen. Ich will versuchen herauszufinden, ob diese Parallele Hauptmann = Polizeipräsident als eine formale, statusrechtliche zu betrachten wäre, oder ob es in der Handlungsweise des Hauptmanns, in seinen Gedanken etwas gibt, was auch für mich oder andere Polizeichefs gilt.

Der Hauptmann ist römischer Soldat, er ist Besatzungsmacht, er gehört zu den Herrschenden in Galiläa. Soweit ähnlich: die Polizei übt Macht aus (sie ist die einzig legitimierte bewaffnete Macht in einem demokratischen Staat), aber die Polizei ist kein Sieger und kein Unterdrücker und kein Besatzer, gleichwohl für beide gilt, dass ihr Wort gilt. Die Einhaltung von Regeln, darüber zu wachen ist polizeiliche Aufgabe (u.a.). Soweit gewisse Parallelen.

Nun hat der Hauptmann einen Knecht, der an Gicht erkrankt ist. Wer diese Krankheit kennt, weiß, dass sie sehr, sehr schmerzhaft und kaum zu heilen ist. Der Hauptmann erkennt, dass er seinem Knecht mit der Macht seiner Position, der Hierarchie, mit der Macht seines Wortes nichts ausrichten kann, auch wenn er gewohnt ist, dass geschieht, was er sagt! Nun passiert etwas mit dem Hauptmann, was aus der damaligen Sicht, eigentlich ungeheuerlich ist: Er geht - als Teil der römischen Besatzungsmacht - zu einem jüdi-

schen Wanderprediger, von dem er viel Wundersames gehört hat und bittet **ihn** um **Hilfe**.

Stellen Sie sich diesen Abstand vor, zwischen einem römischen Hauptmann und einem jüdischen Wanderprediger, der auch von den Amtsträgern der Juden seines Landes angefeindet und nicht für ernst genommen wird. Der Abstand dürfte etwa so groß sein wie von mir als Polizeipräsidentin zu einem afghanischen Bergbauern. Das Handeln des Hauptmanns war ein Handeln gegen die damaligen Gepflogenheiten, eigentlich eine gesellschaftliche Unmöglichkeit. Doch dem Hauptmann war die Fürsorge für seinen Knecht so wichtig, dass er über diese Konvention hinweggesehen hat.

Er ging einen ungewöhnlichen Weg und beim Lesen habe ich mir so gedacht, ja, auch bei uns ist auch oft der Satz zu hören: „Nein, das geht nicht“... oder... „das kann man doch nicht machen“, oder... „das ist nicht üblich“... oder... „das haben wir noch nie so gemacht“.

Das weitere Verhalten des Hauptmanns ist noch bemerkenswerter: Jesus sagt: „Ja, ich will kommen und deinen Knecht besuchen.“ Jesus bietet seine Hilfe an - und was macht der Hauptmann? Er schlägt dieses Angebot aus und sagt: „Nein, du brauchst nicht zu mir nach Hause zu kommen, ich bin so niedrig, ich bin deiner nicht würdig, dass du mich besuchst.“ - Doch jetzt kommt der entscheidende Satz: „... aber sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund“.

Das, was mich daran beeindruckt, ist dieses absolute Vertrauen, dieser Glaube **nur** in das Wort Jesus. Nicht ein Glaube in seine heilende Hand, seine Anwesenheit, seinen durchdringenden Blick oder eine Aura, sondern der Glaube daran, dass, wenn er was sagt, es geschieht. Das Vertrauen nur in das Wort. Wir alle wissen um die Bedeutung der Worte – Worte die aufrichten können, Worte die vernichten können, Worte die froh machen.

Jeder polizeiliche Einsatz größeren Umfangs fängt mit Worten an, nämlich dem Einsatzbefehl. Dieser beschreibt den Rahmen innerhalb dessen sich jeder Polizeibeamte für dieses Ereignis zu bewegen hat. Noch wichtiger sind die Worte, die der Polizeibeamte in seinem täglichen Einsatz spricht.

Manchmal kann ich das sehr gut an Briefen ablesen, die mich erreichen, wo Bürger sich bedanken für das tröstende Wort oder für die Hilfsbereitschaft, als der Verkehrsunfall geschah oder die Haustür aufgebrochen vorgefunden wurde. Hin und wieder wird auch deutlich, dass das Wort des Beamten als verletzend oder unangemessen empfunden wurde. Diese Reaktionen zeigen mir als Polizeipräsidentin, wie wichtig es ist, dass jeder meiner Polizeivollzugsbeamtinnen und -beamten vor Ort das **richtige Wort** findet.

Mein Vertrauen in Gottes Wort zeigt sich auch darin, dass ich meinen Beamten vertraue, dass sie möglichst jederzeit das Richtige tun.

Es klingt so leicht, so einfach und einleuchtend und es ist doch so schwer daran zu glauben, an diesen Satz, „sag du nur ein Wort und mein Knecht wird gesund“. Und manchmal ist es wirklich fast unmöglich daran zu glauben. In Situationen wo sich jeder von uns fragt, wo war Gott, als das zweijährige Mädchen missbraucht und getötet wurde, wo war Gott, als der Sohn die Mutter erschlug? In diesen Momenten hoffe und bete ich, dass Gott nicht nur bei den Opfern, sondern auch bei meinen Polizisten ist.

Ich bewundere den Hauptmann für seinen naiven, absoluten Glauben! Zusammenfassend würde ich mir von den Eigenschaften des Hauptmanns von Kapernaum wünschen:

- das Gespür dafür, wann Fürsorge nötig ist,
- den Mut, auch ungewöhnliche Wege zu gehen,
- die Demut, sich auch klein zu machen und in die Hand Gottes zu begeben,
- gepaart mit dem **Vertrauen** und dem **Glauben** daran, dass Gott wirksam ist.

**Annette Schavan, Bundesministerin a.D.**

### **Eine andere Lebensmöglichkeit (Markus 10, 17-31)**

Glaubenszeugnis am 15. März 2013 im Dom zu Essen

**W**as für eine beeindruckende Woche liegt hinter uns: „habemus papam!“ Mit der Wahl von Papst Franziskus beginnt ein neues Pontifikat. Die Bilder des neuen Papstes auf dem Balkon werden uns noch lange in Erinnerung bleiben. Das waren berührende Bilder. Da steht ein bescheidener Mann auf dem Balkon, fast regungslos, der nur zögerlich den Arm hebt, der sich vor der riesigen Menschenmenge verneigt und der die Menschen um ihren Segen bei Gott für ihn und sein Pontifikat bittet. Es war für kurze Zeit ganz still auf dem Petersplatz, trotz der riesigen Menschenmenge, die sich da versammelt hatte. Wir haben gespürt, dass etwas Neues beginnt. Papst Benedikt XVI. hat sich in seinem Pontifikat um die Stärkung des Glaubens bemüht, der große Theologe hat viel nachgedacht über das Verhältnis von Glaube und Vernunft und die Entwicklung der christlichen Glaubensstradition in der Moderne. Papst Franziskus wünscht sich eine arme Kirche für die Armen der Welt. Er wird uns lehren, wie Glaube und Gerechtigkeit sich zueinander verhalten und was das für die Kirche bedeutet. Er wird uns erinnern an die Verantwortung, die diese Kirche für die Armen der Welt trägt.

Wenn wir über unser Verständnis als Christinnen und Christen in der heutigen Welt nachdenken, dann stellt sich uns unweigerlich die Frage nach unseren Bindungen. Dann werden wir gefragt werden nach dem, woran unser Herz hängt, wozu wir uns verpflichtet fühlen und woran wir gebunden sind. Das hat die Kirche zu allen Zeiten beschäftigt. Worin begründet sich unsere Frömmigkeit? Wie verhalten sich unsere Frömmigkeit und öffentliches Wirken zueinander? Ich rinnere mich an eine katholische Publizistin, der ich in den achtziger Jahren begegnete. Sie sagte mir damals: „Frau Schavan, Sie müssen sich entscheiden: Man kann entweder fromm sein oder politisch.“ Das hat mich damals lange beschäftigt. Für

einen Menschen, der viele Jahre im öffentlichen und politischen Leben steht, wirkt eine solche Aussage provozierend. Sind das unsere Alternativen: fromm oder politisch?

Papst Benedikt XVI. hat bei seiner Deutschlandreise im Jahre 2011 in Freiburg eine Rede vor katholischen Christinnen und Christen in öffentlicher Verantwortung gehalten. Darin sprach er von einer notwendigen Entweltlichung der Kirche. Diese Rede hat für viel Aufregung gesorgt. Immerhin hielt er sie in Freiburg, der Stadt mit dem Sitz des Caritas-Verbandes. Und es waren ausdrücklich Menschen des öffentlichen Lebens eingeladen. Vertreter der Kirche haben danach erklärt, der Papst habe keinen Rückzug der Kirche aus dem öffentlichen Leben gemeint. Ihm sei das Wirken der kirchlichen Verbände und Räte kein Dorn im Auge. Es sei wohl eher eine Anregung für die Christen in öffentlicher Verantwortung und für die Kirche, sich darüber zu vergewissern, aus welchen Bindungen heraus wir leben. Als ich später über diese Rede nachdachte, fiel mir eine Geschichte aus dem Neuen Testament ein, die viel aussagt über das Verständnis des Christen und der Christin von der Welt und der Entweltlichung. Es ist die Begegnung Jesu mit dem reichen Mann, die sich auf seinem Weg nach Jerusalem ereignet. Sie steht im Markus-Evangelium.

Jesus ist mit seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem. Das ist ein schwerer Weg. Werden die Jünger ahnen, dass das nicht gut ausgeht? Sie haben schon auf dem Berg Tabor versucht, Jesus davon zu überzeugen, dass man dort Hütten bauen kann. Vielleicht hing das ja mit ihrer Ahnung zusammen, dass es gut sei, den Weg nach Jerusalem nicht weiterzugehen. Jesus macht ihnen deutlich, dass er seinen Weg bis zum Ende gehen wird. Er wird unter Hosian-na-Rufen in Jerusalem einziehen, wird gefeiert, bejubelt und willkommen geheißen werden. Das ist wenige Tage vor dem Ruf der Menschenmasse: „Kreuzige ihn.“ So nah können die Hosian-na-Rufe und die Kreuzigungsrufe beieinander liegen. Wer heute bejubelt wird, kann morgen ans Kreuz geschlagen werden. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren vom Wirken Jesu tief verunsichert. Er hat ihre Ordnung gestört. Sie kamen mit ihm nicht zurecht. Ihnen war ihre Ordnung wichtiger als seine Lehre und Einladung zu einem neuen Leben.

Nun also geht er seinen Weg weiter und trifft den reichen Mann. Der erfährt im Gespräch mit Jesus eine Situation tiefer Verunsicherung. Jesus erklärt ihm, er müsse sich von seinem Reichtum lösen, um ihm nachzufolgen. Er spricht davon, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher in den Himmel komme. Soll ihn wirklich sein Reichtum daran hindern, in den Himmel zu kommen?

Wir haben diese Geschichte oft gehört. Sie provoziert auch uns. Sie wirkt wie ein Stachel im Fleisch. Wir können uns schwerlich herausreden mit dem Hinweis, dass unsere Besitztümer nicht so erheblich sind, dass wir gemeint sein können. Es geht nicht um den Kontostand. Es geht nicht um mehr oder weniger Reichtum. Der Mann ist auch deshalb so verunsichert, weil er ein Leben lang die Gebote einhält und sich an die Regeln seiner Religion hält. Und so sagen auch wir: Wir versuchen unser Bestes, wir achten die Gebote und tun nichts Böses. Es muss also Anderes gemeint sein als der Umgang mit den Geboten.

Die Frage, die Jesus in der Geschichte stellt, ist die Frage nach unseren Bindungen: Die Frage danach, wovon wir uns in Anspruch nehmen lassen, und wofür wir unsere Kräfte einsetzen – als Einzelne, als Kirche und als Gesellschaft. Da ist die sehr politische Frage, die an uns gerichtet ist, wie frei wir dafür sind, Partei zu ergreifen für die, die ohne Besitz sind, die sich benachteiligt fühlen, die schutzlos sind.

Sind wir nicht viel zu sehr mit uns beschäftigt, als dass uns die Schutzlosen und Besitzlosen beschäftigen könnten? Wirken wir als Einzelne, als Gemeinde und als Kirche nicht oft arg selbstbezogen? Wir lassen uns in Anspruch nehmen, in unserer Zeit, in unseren Kräften, Interessen und Talenten von dem, was uns vordergründig im Alltag begegnet. Wir schreiben manche Verengungsgeschichte. Ja, theoretisch wissen wir schon um die Option für die Armen. Aber erkennen wir sie noch? Nehmen wir sie wahr? Sind sie es, von denen wir uns in Anspruch nehmen lassen?

Jesus vermittelt dem Mann, seinen Jüngern und auch uns, dass die Einhaltung der Gebote nicht unwichtig ist, sie einzuhalten aber nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die Vorbereitung zu dem, was Jesus ihm anbietet: **eine neue Lebensmöglichkeit.**

Der Verlust seiner Besitztümer wird ihn in der Überzeugung Jesu eben nicht ärmer machen als vorher, gleichwohl aber freier.

Die Aufforderung Jesu ist letztlich ein Ruf in die Freiheit. Diese Freiheit wirkt wie ein Stachel. Sie konfrontiert uns mit der Frage, woran unser Herz hängt, und wovon wir uns provozieren lassen. Jesus lädt ein zu einem Leben, das sich nicht allein in der Tradition der Gebote und Ordnungen erschöpft, vielmehr eine Offenheit und Liebe zum ganzen Leben signalisiert; einem Leben, das sich nicht sklavisch an die eigenen Erfolge bindet, sondern Sinn findet im Loslassen und darin, sich den Besitzlosen, den Schwachen, den Hilfsbedürftigen und Ausgegrenzten zuzuwenden.

Zum Verhältnis von Kirche und Welt hat das Zweite Vatikanische Konzil die prägnante Aufforderung formuliert: „Glaube und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute sind auch Glaube und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Gaudium et spes). Christen können demnach nicht gut leben, Kirche kann nicht unbehelligt bleiben, wo Not existiert. Not in der Welt und Not in der Kirche. Johann Baptist Metz spricht im Blick auf christliche Existenz von einer „Mystik der offenen Augen“ (ders. *Mystik der offenen Augen*. Wenn Spiritualität ausbricht, hrsg. von Johann Reikerstorfer, Freiburg 2011). Danach ist der christliche Glaube immer verbunden mit der Suche nach Gerechtigkeit. Mystik versteht er nicht als eine „spirituelle Selbsterfahrung“, sondern als „spirituelle Solidaritätserfahrung“.

Für Christinnen und Christen ist die Welt verbunden mit der Aufgabe der Gestaltung im Dienst der Gerechtigkeit und Solidarität. Wir sind demnach aufgerufen zu einer kritischen Zeitgenossenschaft. Die Dienste der Caritas sind ein herausragendes Beispiel dafür. Sie leistet nicht nur Solidaritätsdienste, sie wirkt auch mit an der Sozialgesetzgebung in unserem Land – mit ihren Erfahrungen aus der konkreten Caritas. Sie fühlen sich dem Verständnis verpflichtet, das Papst Johannes Paul II. formuliert hat, wenn er sagt: „Der Weg der Kirche ist der Mensch.“ Wir können diesen Satz übersetzen. Auch der Weg der Politik ist der Mensch und ist die Gesellschaft. Um deren Gestaltung geht es. In einer Gesellschaft existieren viele Einzelinteressen. Politik geht nicht einfach diesen oder jenen Interessen nach. Politik muss Interessen abwägen. Sie ist ausgerichtet

auf das Gemeinwohl – auf das, was alle betrifft: die öffentlichen Güter und Werte. Politik gestaltet Beratungs- und Entscheidungsprozesse, in denen Güterabwägungen zu leisten sind. Und jede Entscheidung, die wir treffen, muss dem Gemeinwohl Rechnung tragen. Wer im öffentlichen Leben steht, wird danach gefragt, wie und warum er diese oder jene Abwägung vorgenommen hat.

Politikerinnen und Politiker stehen unter öffentlicher Beobachtung. Sie erleben Zustimmung und Ablehnung, Applaus und Kritik. Sie sind nur selten privat. Sie wissen, wie nahe Zustimmung und Ablehnung beieinander liegen.

Auch die Kirche wirkt politisch. Ihre Vertreter beraten Politik, ermahnen Politik, sie kritisieren und setzen Impulse. Wer als katholischer Christ – wie ich – über viele Jahre im politischen Leben steht, der hat das alles schon erlebt: die Zustimmung und den Applaus, die Kritik und Ablehnung. Ich habe gelernt, dass ich mich von Applaus ebenso wenig vereinnahmen lassen darf wie von der Ablehnung. Beides darf im eigenen Leben keinen zu großen Raum einnehmen. Beides ist vorübergehend. So wie politische Ämter Ämter auf Zeit sind. Das habe auch ich gerade erfahren.

Selten ist mir die Geschichte von der Begegnung Jesu mit dem reichen Mann so nahe gewesen, hat mich so bewegt. Die neue Lebensmöglichkeit, die Jesus dem reichen Mann anbietet, ist eine Quelle von Gelassenheit gegenüber den alltäglichen Versuchungen der Abhängigkeit von der Akzeptanz und der Ablehnung anderer, von Triumph und Niederlage.

Diese Gelassenheit bedeutet eine große innere Freiheit. Innere Freiheit wiederum ist die Grundlage für eine innere Festigkeit, die unabhängig macht. Sie darf nicht gleichgültig machen. Sie hilft aber, auch die schweren Zeiten zu bestehen, in denen die Ablehnung höher ist als die Akzeptanz. Sie lässt mich auch spüren, wie groß die Verbundenheit vieler Menschen in schwierigen Tagen sein kann.

Und die Kirche? Kann mit der Entweltlichung vielleicht auch gemeint sein, aus einer solchen inneren Freiheit die Wege von Menschen zu begleiten – in kritischer Zeitgenossenschaft? Die Kraft

der Kirche besteht doch vielleicht gerade darin, in den Situationen von Irrungen und Wirrungen – und die gab es zu allen Zeiten – das Gelingen und das Scheitern zu begleiten und nicht vor der Zeit zu richten. Schon damals, zu Zeiten Jesu, scharten sich die Menschen um ihn, als sie spürten, dass er ihre inneren und äußeren Nöte verstand. Er provozierte mit seinen Antworten und zeigte zugleich eine neue Lebensmöglichkeit auf. Ein Leben in jener Freiheit, die offen macht für die moderne Welt, die nicht im Hier und Jetzt gefangen ist, die den Aufbruch wagt in eine neue Zukunft mit ihm, der den Tod überwunden hat und uns neues Leben schafft.

Innere Unabhängigkeit meint nicht Teilnahmslosigkeit gegenüber der Welt, in der wir leben. Sie kann uns nicht gleichgültig sein. Sie fordert uns als Einzelne und als Kirche heraus. Aber genau das, sich herausfordern zu lassen, setzt voraus, nicht ständig nur an die eigenen Angelegenheiten gebunden zu sein, meint, sich nicht andauernd an sich selbst und die eigenen Bedürfnisse gebunden zu fühlen. Es bedeutet, sich über die eigenen Interessen hinaus für das zu öffnen, was alle angeht und den Zusammenhalt ausmacht – in Kirche und Gesellschaft.

Das ist unser Verständnis von kritischer Zeitgenossenschaft: Interesse zu zeigen an dem, was Europa zusammenhält, an dem, was das Miteinander der Generationen ausmacht, an einer weltweiten Verantwortungsgemeinschaft, in der nicht die Einen auf Kosten der Anderen leben. Das öffnet auch unseren Blick für den Geist der Gebote und Regelwerke, und es führt zu einem anderen Umgang mit dem Scheitern. Es öffnet den Blick für die andere Lebensmöglichkeit, die Jesus dem reichen Mann aufzeigt: Innere Freiheit begründet innere Festigkeit.

So kann auch für die Kirche gelten: Freiheit begründet Festigkeit in dem, wovon wir Zeugnis geben, von Gottes Treue und seiner Begleitung in den Irrungen und Wirrungen unserer Zeit.

Karl Rahner macht uns dazu Mut, wenn er schreibt: „Wir spielen immer die unvollendete Symphonie der Ehre Gottes, und immer ist nur Generalprobe“ (ders. Das Konzil – ein neuer Beginn, hrsg. von Andreas R. Batlogg und Albert Raffelt, Freiburg 2012, S. 51.).

**Karin Kortmann**  
**Vizepräsidentin des Zentralkomitees**  
**der deutschen Katholiken**

**Beten**  
**(Matthäus 6, 7-15)**

Glaubenszeugnis am 22. März 2013 im Dom zu Essen

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

Seit ich mit zwölf Jahren in die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg eingetreten bin, beschäftigt mich die Entwicklungszusammenarbeit. Ehrenamtlich und Hauptberuflich. Als BDKJ-Bundsvorsitzende, als Bundestagsabgeordnete, als Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesentwicklungsministerium, als Vorstandsmitglied von CARE Deutschland/Luxemburg genauso wie heute als Mitarbeiterin der GIZ oder als Vize-Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Ich möchte Sie heute Abend teilhaben lassen an einer Begegnung, die mein Leben wie kaum eine andere prägte.

1999 war ich auf Einladung der kolumbianischen Bischofskonferenz zum ersten Mal nach Kolumbien gereist. Neben Gesprächen in der Hauptstadt Bogota, verschiedenen Projektbesuchen in urbanen und ländlichen Bereichen, ging es mit dem Flugzeug in den Norden des Landes. Wir stiegen in einen Kleinbus der uns in ein Flüchtlingslager in der Nähe von Cartagena brachte.

30.000 Menschen lebten dort in Verschlagen und Wellblechhütten. Unterkünften, die diesen Namen nicht verdienen. Und anders als im Fernsehen, sah ich keine Ränder, konnte meinen Blick weder nach oben oder unten, noch nach rechts oder links abwenden. Endlose Hütten klammerten sich aneinander auf dem verstaubten Lehm Boden. Wir, eine kleine Gruppe von Abgeordneten aus Nationalparlamenten der Europäischen Mitgliedsstaaten, wurden von Verantwortlichen der Sozialpastoral, die im Flüchtlingslager

tätig sind, zu einem Gemeindeplatz geführt. Ein großes Sonnensegel schützte die knapp sechzig Menschen die sich dort schon zu unserer Begrüßung versammelt hatten vor der sengenden Hitze: Männer und Frauen, Junge und Alte. Sie wollten uns von ihrem Leben in einem Land berichten, das sich seit fast dreißig Jahren in einem anhaltenden Bürgerkrieg befindet. Sie sprachen über den Drogenanbau, den Waffenschmuggel, die Gleichgültigkeit und Hilflosigkeit der staatlichen Ordnungsmächte und wie rivalisierende Paramilitärs das Land und seine Menschen in Angst und Schrecken versetzt.

300.000 Binnenflüchtlinge sind die zahlenmäßige Bilanz dieser Auseinandersetzungen. Einschüchterungen, Entführungen, das Verschwinden lassen von Personen und unzählige Morde an Menschen, die sich für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte einsetzen. In fast jeder Familie sei ein Opfer zu beklagen, berichtet eine Mitarbeiterin von *Justitia et Pax*.

Ich nehme im Stuhlkreis Platz. Frauen, Männer und Kinder schauen uns neugierig an. Sie haben ihre gute Kleidung zu unserem Empfang angezogen: schneeweiße gebügelte Blusen und Hemden. Verschämt schaue ich auf meine verstaubten Schuhe und Hose. Sie berichten von ihrem Lebensalltag. Wie sie versuchen, als Straßenverkäufer von Zeitungen, Zigaretten und Obst zu überleben. Wie sie ganz schnell die rote Ampel Phase an den Kreuzungen nutzen, die Windschutzscheibe ungefragt reinigen, um vielleicht einige Pesos zu bekommen. Dass sie besorgt sind, nie wieder aus diesem Flüchtlingslager heraus zu kommen. Dass ihnen ihre Landtitel mit der Vertreibung von Haus und Hof abhanden gekommen sind. Ebenso ihre Ausweise, die sie brauchen um ihre Identität nachzuweisen. Ihre Daseinsberechtigung. Ausweise, die sie als Bürger des Staates Kolumbien identifizieren und ihnen den Zugang zu Wasser und Energie und ihren Kindern zu der Ressource Bildung erschließen.

„Aber“, so sagt einer in der Runde, „wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben. Und deshalb haben wir unserem Flüchtlingslager den Namen „Nelson Mandela“ gegeben“. Der große südafrikanische Freiheitskämpfer ist für sie zur personifizierten Hoffnung geworden. Er, der sich dem scheinbar ausweglosen Kampf gegen die

Apartheid gestellt hat, der die Rassentrennung überwunden hat. Er, Nelson Mandela, ist für sie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft geworden. Mitten in unser Gespräch platzt die Nachricht, dass der seit gestern vermisste Jugendleiter der Gemeinde tot in den Bergen aufgefunden wurde. Eine Suchtruppe hatte ihn gefunden. Er wurde ermordet.

Fassungslos hören wir die Nachricht. Die Übersetzung kommt zeitversetzt an. Einer macht den Anfang, dann stehen wir alle auf, halten uns an den Händen und beten in verschiedenen Sprachen das uns tröstende und vereinende „Vater unser“. Manche Stimme bricht, vom Weinen unterbrochen.

Neben mir steht eine junge Frau, die meine zitternde Hand hält. Ich flüstere ihr zu: „Wie können sie das nur aushalten? Woher nehmen sie die Kraft für Zuversicht und Hoffnung? Ihre Antwort, die mich seit nunmehr 14 Jahren begleitet und nicht mehr loslässt: „Wir machen jeden Tag die Kreuzeserfahrung, aber wir wissen auch von der Auferstehungserfahrung.“ Erst im Bus während der Rückfahrt erfahre ich, dass sie die Freundin des ermordeten jungen Mannes war.

Der Schock sitzt mir noch heute in den Gliedern. Ich bin dankbar, dass wir mit dem „Vater unser“ Worte hatten unseren Schmerz und unsere Trauer zu teilen. Das wir unseren Gott ansprechen durften in tiefer Not und Hilflosigkeit. Das sich unsere Hände berührten und einen Kreis der Einheit bildete, der niemanden ausschloss und keine Lücke zuließ. Wir haben in dieser Stunde einen Bund geschlossen und ein nicht ausgesprochenes Versprechen: Wir werden nicht vergessen. Das „Vater unser“ manchmal schon fast mechanisch gesprochen, bekam für mich eine ganz neue lebendige Bedeutung.

Dazu ein paar Gedanken:

### **Vater unser**

Mit den ersten Worten „Vater unser“ haben wir auf diesem staubigen Gemeindeplatz alle Barrieren die uns in dieser zufälligen Gruppe trennten übersprungen.



- Es war nicht mehr entscheidend, ob wir aus Irland, Schweden, Spanien, der Schweiz, Deutschland oder Kolumbien kamen.
- Es war nicht entscheidend, ob wir Flüchtlinge oder Politiker sind.
- Es war nicht entscheidend, ob wir reich oder arm sind.
- Es war nicht entscheidend, welche Hautfarbe oder welches Geschlecht wir haben.
- Es war nicht entscheidend, dass wir andere Sprachen sprechen.

Der uns einende VATER hat uns an diesem Ort der Hoffnungslosigkeit verbunden. Das Wort VATER oder MUTTER verweist auf das innige Verhältnis, das wir zu unserem Gott haben, wenn wir ihn beim Namen rufen. Er bietet Verlässlichkeit, Trost und Hilfe. Da ist jemand der einspringt, in guten und in schlechten Zeiten.

### **Dein Reich komme**

Das „Reich Gottes“ steht für die Idee einer besseren Welt. Aber nicht einer, die wir im Paradies erhoffen zu finden, das Reich Gottes ist keine Vertröstung auf später. Sondern es wird heute schon punktuell und vorläufig Wirklichkeit:

Wenn Hungernde satt werden und Weinende lachen (LK 6,21) und Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige rein werden, Taube hören und den Armen die frohe Botschaft verkündet wird (LK 7,22). Es ist Auftrag an uns in der Nachfolge Jesu Christi.

Deshalb sind auch die Themen des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung heute aktueller denn je. Sie sind die Bausteine des Reiches Gottes.

### **Dein Wille geschehe**

Wie oft hören wir uns oder Andere sagen: Wie konnte Gott das zulassen? Es gibt Dinge, die wir nicht unmittelbar durchschauen, die uns zweifeln lassen. Die wir mit unserem Gerechtigkeitsempfinden nicht in Einklang bringen können.

Es sind nicht mehr die großen Kriege zwischen Nationen, die unfassbares Leid über Menschen gebracht haben, es sind Genozide im eigenen Land, wie in Rwanda geschehen, Angriffskriege wie vor zehn Jahren im Irak die ein zerstörtes Land und zerstörte Seelen zurück lassen, es sind die Kämpfe der Nahrungsmittelspekulanten, die Millionen von Menschen verhungern lassen und es sind die Finanzmärkte die fast ausschließlich Soll und Haben verbuchen wollen. Teilen ist dort kein Gütekriterium.

Und dennoch vertrauen wir darauf, dass sein Wille geschehe, dass wir ihm vertrauen dürfen. Da er uns das Handwerkszeug für eine bessere Welt in die Hand gelegt hat.

### **Unser tägliches Brot gib uns heute**

Hoffnung und Zuversicht, Trauer und Enttäuschung liegen in der Entwicklungszusammenarbeit ganz eng beieinander. Es ist nicht das Geld, das die Zukunft bereitet, sondern die menschliche Verbundenheit, die Anteilnahme. Das Nicht-weg-sehen, das Zu-wenden, das Hin-hören.

Die weltweite katholische Entwicklungszusammenarbeit steht immer auf der Seite der Armen, sie ist das größte weltweite solidarische Netz. Und sie kämpft mit Zorn und mit Zärtlichkeit dafür, dass alle satt werden. Das jeder sein tägliches Brot bekommt.

### **Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern**

14 Jahre nach der Begegnung im Flüchtlingslager Nelson Mandela laufen seit letztem Jahr ernsthafte Verhandlungen zwischen einer der militanten Gruppierungen Kolumbiens und dem Staat. Der langanhaltende Bürgerkrieg hat zig Tausende von Opfern zu beklagen, aber keinen Gewinner zu feiern.

Einen friedlichen Übergang wird es nur geben, wenn Schuld eingestanden und Schuld vergeben werden kann. Versöhnen zu können heißt nicht die Geschundenen und die Toten zu verraten, Versöh-

nen heißt auch in ihrem Namen einen Neuanfang des Vertrauens zu wagen. Denn auch vor Gott sind wir nie abgeschrieben. Es gibt immer wieder einen Anfang.

### **Und führe uns nicht in Versuchung, sondern ...**

Letztendlich wissen wir, dass wir erlösungsbedürftig sind. Das wir uns das Heil nicht verdienen müssen, das es uns in Tod und Auferstehung Jesu Christi geschenkt wurde. Er hat sich in seinem Leiden an unsere Seite gestellt und damit ist er jedem Leidenden besonders nah.

Aus dem Satz der jungen Frau in Cartagena spricht die Sehnsucht nach der Erlösung wenn sie sagt: „Wir machen jeden Tag die Kreuzerfahrung, aber wir wissen auch von der Auferstehungserfahrung“.

Liebe Schwestern und Brüder,

das Ende der Fastenzeit naht. Am Sonntag werde ich mit meinem Sohn Philipp für einige Tage nach Polen reisen. Wir werden nach Auschwitz fahren, den Ort der entfesselten Brutalität und Barbarei. Und wahrscheinlich werde ich im ehemaligen Konzentrationslager wieder fassungslos vor den unzähligen Koffern stehen, mit denen Millionen von Menschen aufbrachen in der Hoffnung auf Gnade und Vergebung.

Vater unser, erlöse uns von dem Übel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. In Ewigkeit. Amen.